

aussichten benannt. Nicht zuletzt in Sprache und Stil werden die Autoren einer „Orientierung Theologie“ gerecht, das Buch ist daher als Einführungselektüre sehr zu empfehlen.

Bad Hall

Maria Obereder

■ HUBER KONRAD/PRÜLLER-JAGENTUELF GUNTER M./WINKLER ULRICH (Hg.), *Zukunft der Theologie. Theologie der Zukunft. Zu Selbstverständnis und Relevanz der Theologie*. Thaur, Thaur-Wien-München 2001. (293)

Standortbestimmungen der Theologie gehören gewiss zu den anstrengenden, aber unverzichtbaren Reflexionsbemühungen, sind sie doch kritische Selbstbeobachtungen im Interesse der Leistungsfähigkeit wissenschaftlichen Arbeitens. Dass sich dieser Mühe der „Mittelbau“ der österreichischen Theologischen Fakultäten unterzogen hat, ist allein schon eine bemerkenswerte und anerkennungswürdige Tatsache, erst recht in Zeiten, da die wissenschaftstheoretische Reflexionsbereitschaft allgemein am Versiegen ist. So greift man gespannt zu diesem Sammelband, der die Referate eines zweitägigen Symposions dokumentiert und den nicht gerade bescheidenen Anspruch stellt, für die „Zukunft der Theologie“ eine „Theologie der Zukunft“ zu entwerfen (Vorwort 7). Hier wird die Messlatte hoch gelegt und dementsprechend die Erwartung des Lesers, der Leserin hinaufgeschraubt. Wird also eingelöst, was da etwas vollmundig versprochen wird? In 17 Beiträgen wird entlang der verschiedenen theologischen Fächer ein erwartungsgemäß buntes, wissenschaftstheoretisch jedoch auf ganz unterschiedlichem Niveau liegendes Bild des theologischen Fächerkanons gegeben. Da die Anordnung der Beiträge keine größere inhaltliche Stringenz aufweist, kann man sich seinen eigenen Weg durch den Sammelband bahnen.

Mit dem programmatischen Titel „Welche Zukunft hat Theologie – welche Theologie für die Zukunft“ eröffnet W. Weirer, Graz, die Orientierungssuche und antwortet mit doch inzwischen sehr bekannten und plakativen Postulaten: Die zukunftsfähige Theologie trifft Optionen, ist öffentlich, praktisch, kommunikativ, kooperativ und achtsam auf ihre Didaktik – Stichworte, die im wissenschaftstheoretischen Diskurs der letzten 30 Jahre bis zur beinahe inflationären Entwertung abgenutzt worden sind. Will man trotzdem dieser an und für sich richtigen Spur folgen, empfiehlt es sich dort weiterzulesen, wo erwartungsgemäß ein Zentrum wissenschaftstheoretischer Reflexion der Theologie liegt, nämlich in der Fundamentaltheologie.

Roman A. Siebenrock, Innsbruck, zeichnet in seinem Beitrag: „Leben – Glauben – Denken“ einen

Entwurf seines Fachgebiets, der zweifelsohne scharfsinnig, fachlich in historischer und systematischer Hinsicht kompetent und äußerst denk-anregend ist. Auch wenn ich seinen „apokalyptischen“ Tönen *theologisch* nicht ganz folgen kann, bringt Siebenrock die Herausforderungen der Theologie auf den Punkt: In der Lehre kann „nichts“ mehr als selbstverständlich vorausgesetzt werden (139), die Theologie hat sich als „Sinnwissenschaft“ (140) im Unterschied zu den „Funktionswissenschaften“ zu begreifen, den Unterschied zwischen Gott und Götze, Glaube und Religion und damit das Gottes- und Glaubensthema als zentrales Themenpaar der Fundamentaltheologie neu herauszuarbeiten.

F. Gmainer-Pranzl, Linz, greift im Besonderen die Interkulturalität heutigen Theologietreibens auf und fordert, „den Logos der Theologie als ‚vielsprachigen‘ zu begreifen“ (168). Analog zu einer interkulturellen Philosophie gerät auch die Fundamentaltheologie immer mehr in eine „orthafte Ortlosigkeit“ (170). Sie muss sich sowohl ihres Ortes als auch ihrer Ortlosigkeit bewusst werden, gibt es doch heute nicht mehr eine alle Kulturen übergreifende Rationalität, sondern nur mehr eine reflexive Denkform der zweiten Ebene, die sich des religiösen Vollzugs, der sich auf der ersten Ebene ereignet, kritisch und nachdenkend bewusst wird.

Dass sich die Theologie auf eine neue und sehr radikale Weise ihrer Kontextualität bewusst wird, zeigt nicht bloß der Blick in die moderne Gegenwartskultur oder auf außereuropäische Kulturen, sondern inzwischen allein schon der jeweilige Universitätsstandort. Mit der umstrittenen Um- und Durchsetzung des neuen österreichischen Universitätsgesetzes verschärft sich nämlich die Situation der Studienrichtung Theologie beträchtlich. Existenzängste und Profilierungsdruck zwingen die Theologie als Wissenschaft und als Bildungsorganisation, für die universitäre Öffentlichkeit und darüber hinaus deutlich zu machen, warum es weiterhin an den Universitäten Theologie geben soll (muss). Die Dogmatiker Ulrich Winkler, Salzburg, und Willibald Sandler, Innsbruck, stellen in ihren Beiträgen interessante und diskussionswürdige Schwerpunktsetzungen vor.

U. Winklers (etwas zu ausladender) Beitrag (40 Seiten!) beschreibt den Werdegang und das Konzept einer „Theologie interkulturell“ an der Theologischen Fakultät Salzburg mit dem Ziel, dass die interreligiöse Globalisierung einen neuen „Modus und eine bestimmte Art, künftig Theologie zu treiben“ (96) erfordert: interkulturell zu werden, das heißt im Verstehen anderer Religionen das Christentum selbst auch neu und besser verstehen zu können. Man kann dem ambitio-

nierten Schwerpunkt nur alles Gute wünschen. Die wissenschaftstheoretische Fundierung des Konzepts bei Winkler ist jedenfalls überzeugend. W. Sandler skizziert in seinem Beitrag „Innsbrucker Ansätze zu einer Dogmatik in nachkirchlicher Zeit“, die in den letzten Jahrzehnten mit der von R. Schwager begonnenen Rezeption des Werkes von R. Girard Gestalt angenommen hat. Kernpunkt dieser Theorie ist die anthropologisch-soziale Struktur des Begehrens (Mimesis) als Ursache von Gewalt, Aggression und Kommunikationslogik von Gesellschaften. Demgegenüber zeige eine „dramatische Theologie“ das Offenbarwerden von Gnade als „Erfahrung eines unerwarteten Beschenktwerdens, das eher als Befreiung denn als Anstachelung von Begehren wahrgenommen wird“ (188). In der Tat ist die Frage, welche „Welt“ wir in Zukunft begehren und mit welchen Mitteln wir diese herbeiführen wollen, eine entscheidende. In diesem Sinne hat die Theologie ihr erkenntnistheoretisches und politisch-praktisches Potenzial wohl erst noch auszuschöpfen und unter Beweis zu stellen. Auch der Innsbrucker Weg wird unter Beweis stellen müssen, ob seine Intentionen universitäts- und kulturpolitisch erfolgversprechend sind.

Es legt sich nahe, die Lektüre des Sammelbandes bei den moraltheologischen Beiträgen fortzusetzen, ist die Moralthologie doch heute der Indikator für die öffentliche Relevanz der Theologie zur Lösung brisanter Problemstellungen: G.M. Prüller-Jagenteufel, Wien, fragt in seinem Aufsatz, ob sich die Moralthologie nicht längst zwischen allen Stühlen befindet, den einen längst zu weit entfernt vom Lehramt, den anderen noch immer zu weit entfernt von den tatsächlichen ethischen Problemen – man blicke nur auf Stichworte wie Biotechnologie und Euthanasie. Der Autor greift diese Fragen als Verankerungspunkte für eine kritische Revision der autonomen Ansätze der Moralthologie – wie sie nach dem Konzil etwa von Auer und Böckle entworfen worden sind – und diagnostiziert einen zunehmenden Identitätsverlust der Moralthologie. In Sorge um die Aufrechterhaltung der Relevanz knüpfte sie immer mehr bei den Human- und Naturwissenschaften an. Prüller-Jagenteufel plädiert demgegenüber für eine Neuausrichtung der Moralthologie, indem sie sich auf die Wurzeln einer genuin theologischen Ethik besinnt. Am Beispiel der Ethik von D. Bonhoeffer zieht er Linien einer neuen Moralthologie mit den Leitbegriffen: Relationalität, Versöhnung, Gemeinschaft der Nachfolge und Reich Gottes aus.

Konzeptuell unterschiedlich verortet J. Schwabeneder, Linz, die Moralthologie: Zwar fordert auch er von der Moralthologie ein integratives Selbstverständnis (Moralthologie als „Integra-

tionswissenschaft“, 211), aber mehr im Sinne einer dialogischen Interdisziplinarität, die unterschiedliche Fragehorizonte verknüpft, etwa die Frage nach dem *guten Leben*, nach dem *gerechten Zusammenleben* oder nach dem *nachhaltigen Überleben* (in der bedrohten) Umwelt.

Kursorisch erwähnt werden sollen wenigstens auch die anderen Beiträge: Die drei biblisch-theologischen Beiträge (A. Vonach, M. Ernst, K. Huber) diskutieren vor allem Fragen nach dem Verhältnis von Exegese und Theologie, denselben Blickwinkel nehmen G. Putz (Gesellschaftslehre) und J. Pock (Homiletik) ein. G. Hödl geht subtilen Fragen des Verhältnisses von Theologie und Religionswissenschaft nach, und R. Schelander beschreibt sehr überzeugend die Umbruchssituation der Religionspädagogik.

Bilanziert man abschließend diesen Sammelband, so ergibt sich für den Rez. folgendes Bild: Auf der Ebene des jeweiligen Herausforderungsprofils im eigenen Fachbereich ist eine beachtliche Kompetenz bei den Nachwuchstheologen vorhanden. Die Beiträge sind für die jeweiligen fachtheologischen Ortsbestimmungen in diagnostischer und konzeptueller Hinsicht sehr wertvoll. Sehr fragmentarisch und assoziativ ist, wenn überhaupt, die wechselseitige Bezugnahme auf andere theologische Disziplinen gelungen – auf diese Weise wird der oft im Singular bemühte Theologiebegriff unpräzise. Tatsächlich füllt er sich nur mehr aus der Vielfalt der jeweiligen Disziplinen – diese Situation ist jedoch unvermeidlich angesichts des methodischen und disziplinären Pluralismus der Theologie. Allerdings prekär wird diese Lage dann, wenn der Anspruch erhoben wird, die Zukunft der Theologie in etwa herauszuarbeiten oder gar eine Theologie der Zukunft zu formulieren. So zeigt sich, dass der Untertitel: Zu Selbstverständnis und Relevanz der Theologie – man kann ruhig noch hinzufügen: in der Vielfalt ihrer Fächer und Methoden – die eigentliche Grundperspektive des Buches ist. Dass hier durchaus zukunftsträchtiges Potenzial enthalten ist, ist gut und gern festzuhalten. Zukunftsentwürfe der Theologie fehlen aber genauso wie eine gemeinsame Verständigung allein schon darüber, worin die wesentlichen Zukunftsherausforderungen der Theologie (im Singular!) überhaupt liegen. Für die Zukunftsfähigkeit der Theologie dürfte dies allerdings eine vorrangige Frage sein. Dann müsste jedoch methodologisch anders gearbeitet werden. Tatsächlich ist es aber so, dass die Theologie in ihrer Fächervielfalt noch immer viel zu sehr mit sich selbst und der Profilierung ihrer Theologizität beschäftigt ist. Den AssistentenInnen ist mit dieser Dokumentation jedenfalls zu bescheinigen, dass sie theologische Nachwuchskompe-

tenz einerseits und ein hohes Problembewusstsein andererseits einbringen – das sind auf jeden Fall notwendige Bedingungen für die Zukunft der Theologie und eine Theologie der Zukunft, wenngleich auch noch keine hinreichenden.

*Linz*

*Franz Gruber*

■ MEUFFELS OTMAR, *Theologie der Liebe in postmoderner Zeit*, Echter, Würzburg 2001. (176).

Im vorliegenden Buch wird das große Projekt versucht, die heutige Lebenssituation, wie sie von PhilosophInnen der Postmoderne gezeichnet wird, mit Hilfe der „Grundmatrix Liebe“ mit dem trinitarischen Gottesglauben zusammenzudenken. Die Postmoderne charakterisiert der Autor als Situation der Pluralität, in der der einzelne Mensch die Frage nach der eigenen Identität im Umfeld vielfältiger Ansprüche, Anfragen und Möglichkeiten beantworten muss.

Im Anschluss an Wolfgang Welsch sieht Meuffels die Möglichkeit, einen letzten einenden Horizont zu postulieren, in dem Konzept der transversalen Vernunft. Was hierbei versucht wird, sieht der Autor je schon gegeben in der Liebe als Grundvollzug des Lebens: Partnerschaft ist Transversalität im Kleinen (36). Die Liebe, das Sich-Hergeben an den Anderen sowie das Sich-Empfangen vom Anderen her stellt als Grundform der menschlichen Existenz die Möglichkeit dar, Identität und radikale Offenheit auf anderes hin zusammenzudenken. Und Liebe impliziert immer auch die Verheißung auf die große Liebe, in der alles zur Erfüllung kommt. So erfolgt die Integration der Pluralität aufgrund einer Antizipation jenes Geheimnisses, das als Grund der Liebe selbst Liebe ist und eine Totalität ermöglicht, an der die Menschen teilhaben dürfen und aus der heraus sie ihre eigenen Lebensentwürfe realisieren können (37).

Für den Gläubigen, so der Autor, ist der beschriebene Grund der Liebe identisch mit dem Schöpfer der Welt, der sich in Jesus Christus als liebender Gott, als die Liebe schlechthin erwiesen hat. Im trinitarischen Gottesglauben kommen Einheit und Relation überein und kann der postmoderne Mensch im Umfeld des Pluralismus eine kritische Lebens- und Weltgestaltung betreiben, ohne sich in den Bunker des Isolationismus zurückziehen zu müssen (119). Das bei diesen Überlegungen grundgelegte Modell ist jenes einer Einheit in der Vielfalt. Die Postmoderne als Situation der Offenheit und Vielfalt bildet den Hintergrund für die Annahme einer „Letztwirklichkeit“, einer alles durchwaltenden letzten Einheit und Relationalität, einer Teilhabe an einem Grund der Liebe außerhalb des Menschen. Die Frage ist, ob damit die Theorien der postmodernen Philoso-

phien nicht vorschnell in zu enge Bahnen geleitet und den philosophischen Argumentationen nicht die Spitze genommen wird. Philosophische und theologische Ansätze unterschiedlichster Provenienz werden hinsichtlich eines Konzeptes der Liebe als Einheitskriterium gelesen und Schnittstellen zwischen Postmoderne und christlich-trinitarischem Gottesglauben erkannt, die m.E. eine radikalere, die Axiomatik der postmodernen Philosophie freilegende Lesart so nicht zulassen würde. Der Autor hat wohl eine ungemaine Vielfalt an Motiven und Fragerichtungen vorgelegt, hätte aber die widerständigen Potenziale der verschiedenen theologischen und philosophischen Ansätze in noch tiefergehender Weise ausschöpfen können.

*Bad Hall*

*Maria Obereder*

■ SCHMIDINGER HEINRICH, *Hat Theologie Zukunft?* Ein Plädoyer für ihre Notwendigkeit. (Topos Plus Taschenbücher, Band 362) Tyrolia, Innsbruck 2000. (110) Kart.

Theologie als Wissenschaft ist gegenwärtig massiv von zwei Entwicklungen betroffen: von der Transformation kirchlichen Glaubens in eine allgemeine Form von Religiosität sowie von tiefgreifenden Umwälzungen im Bereich der universitären Institutionen. Heinrich Schmidinger, Professor für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Salzburg, geht der Frage nach, welche Zukunft die Theologie auf diesem Hintergrund (noch) hat; seine Beobachtung stimmt nachdenklich: „Für die Zukunft der Universitäten scheint es unerheblich zu sein, ob es an diesen noch die Theologie oder eine ihrer Institutionen geben wird. Jedenfalls rechnet man nicht mehr mit ihr“ (18).

Schmidinger geht in diesem Büchlein, dem ein Vortrag in Alpbach (Tirol) im Juni 1999 zugrundeliegt, ausführlich auf die Geschichte der akademischen Theologie ein – angefangen von den hochmittelalterlichen Kloster- und Domschulen bis hin zur gegenwärtigen Auflösung kirchlicher Milieus, von denen auch die Plausibilität der Theologie als Wissenschaft an staatlichen Fakultäten massiv betroffen ist. Ein „Rückzug ins theologische Ghetto“ (70) wäre nicht nur ein bedauerlicher Verlust an gesellschaftlicher Präsenz, sondern ein Verrat am biblisch bezeugten Universalismus, insofern „die biblische Verkündigung nichts Exklusivistisches enthält, sondern eine unbedingte Öffnung zu allen Menschen“ (65). Dementsprechend richtet Schmidinger seine Forderungen an diejenigen Instanzen, von denen die Zukunft der Theologie abhängt: Erstens an die Theologie selbst, die „sich nach den Vorgaben des Ortes richten muss, an dem sie sich einfinden